

Beamte haben es nicht leicht

Wer ein Stück Land sein Eigen nennen und sich häuslich niederlassen möchte, hat drei Möglichkeiten:

Nummer eins:

Er erkundigt sich bei der Gemeinde oder der Stadt, dort gibt man bisweilen Bauland frei. Haben die Vorbesitzer mehr oder weniger freiwillig das Feld geräumt und stehen dem Vorhaben keine Wanderpfade einer Europäischen Schaufelfußkröte oder Einflugschneisen eines reviertreuen Storchenpaares im Weg, wird erschlossen und verkauft.

Nummer zwei:

Er kontaktiert Makler, hört sich in der Nachbarschaft um und durchkämmt das Wochenblatt in der Hoffnung, einen Glückstreffer, also eine Liegenschaft in Traumlage und zum Traumpreis zu ergattern.

Nummer drei:

Er ist ein Einheimischer, dessen Vorfahren seit Beginn der Besiedlung während der Bronzezeit an diesem Ort leben und der in die regionalen Seilschaften verstrickt ist. Engagiert er sich obendrein im örtlichen Karnevalsverein, bei den Freitagswürflern und im Förderkreis für Heimatpflege, gibt es für ihn Land im vereinfachten Vergabeverfahren und mit Klüngelbonus.

Wir waren Zugezogene, der Härtefall sozusagen; für uns kamen nur die ersten beiden Möglichkeiten in Betracht.

Bei Maklern hatten wir keinen Erfolg. Das Angebot im Wochenblatt war lausig. Und der private Erwerb freier Baulücken im Ort scheiterte daran, dass Hiesige niemals Grund und Boden hergeben. Im Gegenteil: Wo sich eine Chance ergibt, kauft man dazu, für sich

selbst oder für den Nachwuchs, um damit den Einheimischenstatus kommender Generationen zu sichern und um schon heute zu wissen, wo die Kinder und die Kindeskinde künftigh ihre Unterhosen auf der Wäscheleine flattern lassen werden.

Uns interessierte ein Neubaugebiet am Rand von Seelbruch, und so steuerte ich wenige Tage später das Bauamt der Gemeinde an, um das Angebot zu sondieren.

Das heruntergekommene Fachwerkhaus, das die Baubeamten beherbergte, war winzig und windschief. Mich beschlich ein beklemmendes Gefühl, als das massive Eichenportal hinter mir ins Schloss fiel. Ich fand mich in einem düsteren Treppenhaus wieder, in dem eine weitere Tür in einen dahinterliegenden Flur führte. Dort wurden Kopierer und Aktenschränke von unzähligen Kartons belagert, sodass an ein Durchkommen nur zu denken war, wenn man seinen BMI im Griff hatte. Zwischen den Kartonbergen gingen Türen ab, die allesamt offenstanden.

Vielleicht würde die bedrückende Atmosphäre den zuständigen Sachbearbeiter dazu bewegen, aus der eigenen Zwangslage heraus jedes Neubauvorhaben als Zukunftsvision turbobeschleunigt zu bearbeiten, dachte ich mir und betrat entschlossen den ersten Raum zu meiner Rechten.

»Einen wunderschönen guten Morgen, die Herren«, rief ich. »Wo kann ich hier ein Grundstück kaufen?«

Zwei Mitarbeiter saßen links und rechts an einem Schreibtisch vor flimmernden Monitorklötzen aus dem letzten Jahrhundert und gafften mich an, als wäre ich ein plattgefahrenes Tier.

»Ich möchte wissen, wo es in Seelbruch freie Bauplätze gibt und was ich tun muss, um einen davon käuflich zu erwerben«, versuchte ich es erneut.

Immer noch keine Regung. Mein Auftauchen hatte sie offenbar völlig überrumpelt. Waren die beiden taubstumm? Oder nur Dekoration?

»Hier – bei mir«, vernahm ich eine Stimme aus dem Off, besser gesagt, von der anderen Seite des Flures.

Ich verließ das Büro, betrat die gegenüberliegende Amtsstube und erblickte im fahlen Licht zwischen Aktenstapeln und Ordnerbergen einen gramegebeugten Mann mit einem Walrossschnauzer.

»Sehr schön«, freute ich mich über das unverhoffte Entgegenkommen, erwiderte einen schlaffen Händedruck und ließ mich auf dem wurmstichigen Stuhl gegenüber seinem Schreibtisch nieder. »Mein Mann und ich wollen einen Bauplatz in Seelbruch kaufen. Ich nehme ihn gleich mit, am Stück, nicht in Scheiben. Und packen Sie ihn mir bitte ein«, versuchte ich, mit einem Scherz die trostlose Atmosphäre aufzulockern.

Der absolut humorresistente Herr ging jedoch nicht auf meine Bemerkung ein, offenbar hatte ich eine komplett spaßfreie Zone betreten.

»Das ist nicht so einfach, wie Sie denken«, brummte er nur.

Warum es nicht einfach sei, verriet er mir nicht, sondern verschwand wortlos durch eine offenstehende Nebentür.

Ich saß da, wartete, nichts geschah. Von irgendwoher vernahm ich das Rascheln von Papier und ein herzhaftes Gähnen. Ich nutzte die Gelegenheit, um etwas Licht in das Dunkel dieses Raumes zu bringen und zog einen Holzrollladen ein Stück nach oben, dessen alte Lamellen dabei störrisch ächzten. Doch was ich dann erblickte, war auch nicht besser: Das Zimmer machte einen total abgestimmten Eindruck: Die aluminiumgrauen Aktenschränke passten farblich zu den zementgrauen Wänden und wurden nur von den staubgrauen Vorhängen getoppt, was in dem Fall aber auch am mangelnden Budget für das Reinigungspersonal liegen konnte. An einer freien Wand hing der Kunstdruck eines abstrakten Gemäldes, offenbar von einem Künstler mit posttraumatischer Belastungsstörung gemalt, der der Welt sein Innerstes hatte präsentieren wollen, während er sich in einer ausgeprägten depressiven Stimmung mit Suizidabsicht befand

und so schnell keinen Termin bei einem Therapeuten bekommen hatte. Schwarzgraue Farbschlieren rangen verzweifelt miteinander auf der Flucht vor einer blutroten Lache aus aggressivem Gemetzel in der Mitte des Bildes. Dieses Seelengemälde war vermutlich das einzige Aufregende zwischen diesen vier Wänden. Fast tat mir der zuständige Beamte leid. Da war er schon zurück.

Er schob auf dem Schreibtisch mehrere Aktenstapel zur Seite, die bedrohlich schwankten und zu kollabieren drohten, faltete dann umständlich einen Plan auseinander und breitete ihn zwischen den Aktenbergen aus.

»Wir bieten noch zwei günstige Bauplätze in Jöhlsmoor und in Hinterschluffenhausen an. Wäre das etwas für Sie?«

Ich wollte mich mit meiner Familie weder in Jöhlsmoor noch in Hinterschluffenhausen niederlassen, winzige Käffer mitten in der Pampa, dreißig Kühe, drei Einwohner, null Geschäfte.

»Eigentlich nicht«, lehnte ich das Angebot daher höflich ab. »Für uns kommt nur Seelbruch infrage.«

Der Beamte seufzte und entfaltete umständlich den zweiten Plan.

»Hier ist das neue Baugebiet in Seelbruch. Und hier ...«, er hackte mit seinem dünnen Zeigefinger auf das Papier ein, »hier sehen Sie die letzten freien Bauplätze.«

Wir beugten uns gemeinsam über die Zeichnung. Eines dieser Rechtecke gefiel mir spontan am besten: ein Eckbauplatz mit Südausrichtung, an zwei Seiten mit echten Nachbarn, an zwei Seiten mit echter Natur. Über sechshundert Quadratmeter maß er, verriet der Plan. Damit war er deutlich größer als die heutzutage üblichen Parzellen, wo Bauherren das Haus meist so in ein schmales Baufenster hineinquetschen, dass sie zwangsläufig am Leben ihrer Nachbarn teilhaben und immer im Bilde sind, wann diese den Kühlschrank leer füttern, welche Horrorfilme sie sehen und welche Nachtwäsche sie tragen.

»Wenn Sie sich für ein Grundstück interessieren, müssen Sie ein Bewerbungsformular ausfüllen«, riss mich der Baubeamte aus meinen Gedanken und sah mich streng an. »Aber das ist nicht so einfach. Die Vergabe erfolgt mit einem Punktesystem. Das heißt, bei mehreren Bewerbern erhält der mit der höchsten Punktzahl den Zuschlag.«

»Was spielt alles eine Rolle?« Punkte. Wettbewerb. Meine Gier war geweckt.

»Zum Beispiel, wie viele Kinder Sie haben und ob Sie verheiratet sind.«

Mein Innerstes jubelte. Meine drei Kinder waren deutlich mehr als das eineinhalbe Kind, das eine Durchschnittsdeutsche statistisch zur Welt brachte. Und verheiratet war ich mit meinem Mann auch.

»Außerdem zählt, wie lange Sie in Seelbruch wohnen und ob Sie bereits Wohneigentum besitzen.«

Mein Innerstes kollabierte augenblicklich. Wir waren Eigenheimbesitzer, aber unser Aufenthalt in der Gemeinde beschränkte sich zu diesem Zeitpunkt auf knapp acht Jahre, was in der Zeitrechnung eines Einheimischen ein Witz war.

»Gibt es denn noch andere Bewerber?«, erkundigte ich mich in der Hoffnung, dass wir die einzigen Interessenten wären.

»Ja, die gibt es. Und nicht nur einen.« Er hackte mit dem Finger erneut auf den Plan ein, und zwar genau auf das Rechteck, das spontan meine Sympathie gewonnen hatte. »Für diesen Bauplatz gibt es sogar schon zwei Bewerber.«

Mein kollabiertes Innerstes blieb am Boden liegen.

»Für welchen Platz interessieren Sie sich denn am meisten?«

Ich tippte mit meinem Finger auf die Stelle des Planes, auf die noch wenige Augenblicke zuvor sein Finger niedergesaust war.

»Das ist lustig«, entgegnete er, lachte aber trotzdem nicht, sondern

legte seine Beamtenstirn in Falten und kratzte sich am Bart. »Da bewirbt sich monatelang niemand, und nun sind es gleich drei auf einmal. Das können Sie vergessen. Da haben Sie keine Chance.«

Was für ein charmanter Zeitgenosse! Ich spürte, wie meine Zuversicht zu einem schwarzen Loch implodierte. Sollte unser Traum vom Eigenheim so schnell zerplatzen? Ich beschloss, den Gedanken zu verwerfen und mich nicht unterkriegen zu lassen. Möglicherweise sprangen die anderen noch ab. Oder wir gewannen das Punkterennen mit der Kinderzahl.

»Ach ja – ob Sie den Bauplatz, für den Sie sich bewerben, überhaupt bekommen, entscheidet der Gemeinderat in seiner nächsten Sitzung.«

Reichten die Punkte denn nicht aus, um zu gewinnen? »Und wann findet die nächste Sitzung statt?«

»Die letzte war erst vor zwei Tagen. Das kann also noch dauern, zumal die Osterfeiertage dazwischenliegen. Wenn Sie den Antrag jetzt stellen, wird in etwa sechs Wochen darüber entschieden werden.«

Sechs Wochen? Das ist eine lange Zeit. Ich bin ein spontaner Typ. Wenn ich etwas will, dann sofort und nicht Wochen oder Monate später.

Der Beamte erhob sich und kramte im Aktenschrank an der Rückwand herum. »Ich gebe Ihnen ein paar Unterlagen mit. Sie können sich dann alles in Ruhe überlegen.«

Während er wühlte, sortierte, lochte und tackerte, fiel mir noch etwas ein. »Gibt es bei diesem Bauplatz irgendetwas, das wir wissen oder beachten sollten?«

»Ja, schon. Warten Sie, ich suche es heraus«, sagte er, zog einen Ordner aus dem Regal und blätterte in den Seiten.

»Hier – da ist es. Aber das betrifft nicht das Grundstück, für das Sie sich interessieren. Auf dem Nachbargrundstück verläuft entlang

der Grenzlinie eine Verrohrung. Dort darf auf einer Breite von drei Metern nicht gebaut werden. Die Gemeinde erhält außerdem ein dauerhaftes Geh- und Fahrrecht, muss also jederzeit dran können. Tiefwurzelnnde Sträucher oder sogar Bäume dürfen hier nicht gepflanzt werden.«

Das fehlte noch, dass in zwanzig oder dreißig Jahren ein Bagger durch meinen hübsch angelegten und eingewachsenen Garten pflügt, die Blut-Berberitze, die Männertreu und den Langhaarigen Gebirgsthymian zunichtemacht, nur um ein schäbiges gemeindeeigenes Entwässerungsrohr zu reparieren. Gut, dass das ein anderes Grundstück betraf, dachte ich.

»Und ein Bodengutachten?«, fragte ich ihn. »Gibt es das?«

Er winkte ab. »Ich glaube nicht. Wenn es das gibt, dann höchstens im Archiv. Wenn Sie wollen, kann ich danach suchen lassen und Sie informieren, falls wir eins finden.«

»Tun Sie das.« Ich erhob mich. »Wir werden die Anträge zügig ausfüllen. Melden Sie sich, wenn wir die Zusage haben?«

»Die Zusage? Ha ha ha.« Diesmal lachte er doch. »Wir werden Sie benachrichtigen, wenn der Gemeinderat eine Entscheidung getroffen hat.«

Ich nickte und drückte zum Abschied eine schlaffe Hand. Im Vorbeigehen schenkte ich dem immer noch glotzenden Beamtenduo im Nachbarzimmer ein mitleidiges Lächeln und verließ mit einer Kopie der Vergaberichtlinien, den Verkaufsbedingungen und einem Auszug aus dem Bebauungsplan das beklemmende Etablissement in die Freiheit nach draußen.

Straßenbegleitbegrünungsvorschriften

Am darauffolgenden Sonntag hatten mein Mann und ich endlich Zeit, uns in die Unterlagen des Bauamtes zu vertiefen. Draußen tobte ein Unwetter und klatschte schweren Eismatsch an die Scheiben und auf die ersten Krokusse im Blumenkasten auf der Fensterbank. Wir machten es uns im Bett bequem, umringt von Plänen, Vorschriften und Richtlinien.

Ich vergrub mich im Daunenberg und lauschte meinem Mann, der sich die Bebauungsvorschriften vorgenommen hatte.

»Tankstellen sind nicht erlaubt, Sporteinrichtungen auch nicht, und Kirchen schon gar nicht.«

»Wie schade, eine Kirche wäre doch mal was.« Ich lachte, nippte am Cappuccino und wischte mir mit dem Handrücken den Schaum vom Mund.

Mein Mann deutete mit dem Zeigefinger auf das Papier. »Hier, hör mal: »Die die Straße säumende Straßenbegleitbegrünung ist mit standortgerechten Laubbäumen vorzunehmen«, steht da.« Er blätterte eine Seite weiter. »Dieser Grünordnungsplan hier scheint genau vorzuschreiben, was die Art, Zahl und die Größe der Bäume und Sträucher angeht, die zu pflanzen sind.«

Ich lachte. »Na, zum Glück reichen die Pflanzvorschriften nicht noch bis zu den Stiefmütterchen und zur Kräuterschnecke. So viel Freiraum lässt man den Häuslebauern und Gartenanlegern dann doch.«

Während ich mich noch amüsierte, las mein Mann weiter. Ich vernahm Begriffe wie Grundflächenzahl, Anzahl der Vollgeschosse und Traufhöhe.

»Traufhöhe? Was soll das sein?«, hakte ich nach.

»Warte, das kann ich dir gleich sagen.« Mein Mann zückte sein Smartphone, wischte und tippte darauf herum: »Hier steht es: »Die Traufhöhe ist das Maß zwischen der Bezugshöhe und dem Schnittpunkt der Außenwand mit der Oberkante der Dachhaut, das senkrecht an der Außenwand gemessen wird.« Alles klar?»

»Hat ein Dach eine Haut? Das steht den ganzen Tag in der prallen Sonne!«, sagte ich. »Und schreiben die einem mit dieser Bezugshöhe etwa vor, in welcher Etage die Möbelleute alles ins Haus schleppen?«

Mein Mann verdrehte die Augen. »Blödsinn. Die Bezugshöhe ist die Höhe der Häuser. Das muss schon festgelegt werden, damit nicht jeder so baut, wie es ihm gerade passt.« Er blätterte weiter, las stumm und stutzte. »Hier steht, irgendein Bezugspunkt wäre *OK Straße*.« Dabei zog er das Okay und die Straße deutlich in die Länge.

Mir war nicht klar, warum in diesem Behördenpapier nicht nur ein grammatikalischer Schnitzer enthalten war, sondern vor allem, warum eine so laxe Sprache verwendet und ein gewisser Bezugspunkt salopp mit *Okay* durchgewunken wurde.

Mein Mann legte den Papierstapel neben seinem Bett auf den Boden und wir beugten uns gemeinsam über den zeichnerischen Teil der Bauvorschriften. Der Plan schrieb die Firstrichtung der Dächer vor, deren Neigungswinkel und die Lage und Größe der Baufenster. Es gab Linien, an die gebaut werden durfte, und andere, an die gebaut werden musste. Außerdem wurde eine offene Bauweise angeordnet, wobei mir fraglich schien, was *offen* im Zusammenhang mit Häusern bedeutete: Entweder hatte ein Haus Wände und ein Dach oder eben nicht.

Ich ließ das alles auf mich wirken, ohne recht zu wissen, was im Einzelnen damit gemeint war. Die Vorgaben klangen restriktiv, aber realisierbar.

Mein Mann schwang die Beine aus dem Bett und trottete in Richtung Küche. Als er wenig später mit der nächsten Runde Kaffee zurückkehrte, sich in seine Kissen zurücksinken ließ und Milchschaum

schlürfte, schnappte ich mir die Vergaberichtlinien.

»Die wollen da scheinbar nicht jeden haben. ›Grundsätzlich werden die Baugrundstücke nur an Seelbrucher Bürger verkauft, die hier seit mindestens fünf Jahren ihren Hauptwohnsitz haben. Auch Auswärtige haben eine Chance, wenn sie vorher längere Zeit in Seelbruch gewohnt und ihre Beziehung zum Ort nicht abgebrochen haben.« Was soll das wieder heißen? Wie halte ich meine Beziehungen zum Ort aufrecht, wenn ich nicht mehr hier wohne?«

Mein Mann lachte herzlich. »Du musst dem Bürgermeister jedes Jahr ein Urlaubskärtchen aus Mallorca schicken. Oder du lässt dich einmal im Jahr blicken und bringst dich beim Maibaumstellen aktiv ins Gemeindeleben ein, indem du den Bierumsatz steigert.«

»Kein Problem«, sagte ich und lachte. »Hier steht außerdem, dass zwei Jahre nach der Beurkundung mit dem Bau begonnen werden muss, und zwei Jahre später soll das Haus bezugsfertig sein. Wer sich nicht daran hält, muss das Grundstück an die Gemeinde zurückgeben. Die Kosten trägt der Käufer.«

Das war streng. Damals wussten wir nicht, dass diese Vorschrift nur für Auswärtige galt und für diejenigen, die zu feige waren, sich darüber hinwegzusetzen, denn einige von Einheimischen erworbene Grundstücke waren auch Jahre nach dem Verkauf noch nicht bebaut worden. Wann man damit beginnen würde, stand in den Sternen – jedenfalls nicht in den Bauvorschriften.

Mein Mann leerte seine Tasse, stellte sie beiseite und ließ sich mit einem tiefen Seufzer in die Kissen zurücksinken. »Sei ehrlich: Sollen wir das wirklich durchziehen? Hier ist es doch auch nett. Sollen wir das alles, was wir hier geschaffen haben, einfach aufgeben?«

Ich traute meinen Ohren nicht. Er ging zurück auf Los. Jetzt galt es, diplomatisch vorzugehen, damit die Baupläne nicht schon an diesem Punkt scheiterten.

»Machen wir es doch so«, schlug ich vor. »Wir stellen den Antrag

und warten ab, was passiert. Erhält ein anderer den Zuschlag, vergessen wir die ganze Sache. Und wenn wir gewinnen, haben wir bis zum Notartermin noch jede Möglichkeit, zurückzurudern«, winkte ich mit dem Hintertürchen.

In diesem Moment wummerten in der Nachbarschaft dumpfe Bässe los, dann setzte das Jammern eines Saxofons ein. Mein Mann verdrehte die Augen nach oben und seufzte schwer. »Also gut, ich bin dabei. Lass uns das machen.«

Das Unwetter hatte sich verzogen und so beschlossen wir, das Wunschgrundstück in Augenschein zu nehmen. Die durch den Lärm der Nachbarn erwachten Kinder parkten wir vor dem Fernseher, denn vorerst sollte niemand von unseren Plänen erfahren, nicht einmal sie.

Das Baugebiet schmiegte sich in T-Form an ein etwas älteres Wohngebiet und führte links und rechts in zwei Stichstraßen, die beidseitig von Bauplätzen gesäumt wurden. Unser favorisiertes Grundstück lag am Ende einer dieser Stichstraßen. Als ich dort stand, verliebte ich mich augenblicklich in dieses Fleckchen Erde. Die durch die Wolkenfetzen brechende Sonne ließ Regentropfen auf den Schilfröhrichten glitzern, die in den Wasserlachen ringsherum auf den Baugrundstücken gediehen. An einer Seite führte in weitem Bogen ein von mächtigen Eichen und Ahornbäumen gesäumter Asphaltweg entlang, auf dem ich in einiger Entfernung zwei Hunde mit ihrem Herrchen spazierenrennen sah. Über den Feldern schwebte Regendunst und von einer nahen Trauerweide klang das Flöten eines Sumpfrohrsängers herüber. Dieser Ort war perfekt zum Wohnen. Hier würde ich die nächsten Jahrzehnte meines Erdendaseins im Kreis meiner Lieben und in purer Glückseligkeit verbringen. Was gab es Schöneres.

»Nett«, sagte mein Mann und schaute in die Landschaft. Auch er war also begeistert.

Zurück in der Bestandsimmobilie füllten wir das Formular aus und zählten die Punkte zusammen. Hier die Liste:

- ⊞ *Pro Aufenthaltsjahr im Dorf 1 Punkt: gesamt 8*
- ⊞ *Jeder Mitbewerber (z.B. Ehepartner) 25 Punkte: gesamt 25*
- ⊞ *Sind die Partner verheiratet 10 Punkte: gesamt 10*
- ⊞ *Jedes minderjährige Kind im Haushalt 20 Punkte: gesamt 60*

Ergebnis: 103 Punkte

Die Fakten lagen auf dem Tisch, mehr war nicht drin. Es gab keine unehelichen Kinder, und das Geldköffchen mit der Bestechungsmillion war gerade auch nicht zur Hand. Doch so übel war diese Punktzahl nicht.

Gleich am nächsten Morgen eilte ich zum Bauamt und warf den Antrag noch vor den regulären Öffnungszeiten in den Briefkasten. Nun hieß es warten. Und obwohl so viele Bewerber im Rennen waren, hoffte ich, bald Bauherrin zu sein.

Ich weiß etwas, was du nicht weißt

»Und?«

Ich stand an der Kasse des Lebensmittelladens und starrte die Kassiererin an, die mich als Zugezogene vorher nie eines Blickes gewürdigt, geschweige denn angesprochen hatte.

»Wie, und?«

»Erzähl mal.«

Was antwortet man auf so eine Frage? Die letzte Kotz-Durchfall-Welle der Kinder haben wir Gott sei Dank überstanden? Oder: Das mit meiner Affäre ist nur ein Gerücht?

»Wann geht's los?«, beharrte die nicht kassierende Kassiererin, beugte sich vertraulich herüber und zwinkerte unbeholfen mit dem rechten Auge. »Na, wann ihr zu bauen anfangt.« Ihr Ton wurde ungeduldig.

»Äh ...«

Ich war sprachlos. Keiner hatte von unseren Plänen erfahren, und das sollte auch so bleiben, solange wir die Zusage vom Bauamt nicht hatten. Ihre Frage konnte nur eines bedeuten: Mein Mann hatte geplaudert. Erster Unmut stieg in mir hoch, während ich hinter meinem Rücken vernahm, wie jemand verlangte, man solle eine zweite Kasse aufmachen. Das wunderte mich, da es nur eine gab.

Die Kassiererin verzog das Gesicht und hackte endlich den Preis für die Lasagne in die Tasten der Kasse. »Dreifuffzig«, murmelte sie, sichtlich enttäuscht, dass sie nicht mehr erfahren hatte.

Aber ich hatte mehr erfahren.

Beim Metzger lief es genauso, als ich das Hackfleisch für die Lasagne besorgen wollte.

»Naaaa ...?«

Konnte denn kein Mensch im Dorf eine simple Frage stellen?

»Dreihundert Gramm gemischtes Hackfleisch, bitte«, sprach ich zu der Verkäuferin.

Die jedoch schien das nicht zu interessieren. Sie lehnte mit »Ich hab gehört, ihr wollt bauen?« ihren ausladenden Oberkörper auf die Glastheke, sodass die Vase, die darauf stand und an der an einigen dünnen Zweigen Ostereier baumelten, bedrohlich schwankte.

»Ich weiß von nichts«, antwortete ich in dem Versuch, die Verbreitung des Gerüchtes zu stoppen, solange das überhaupt noch möglich wäre.

»Aber ihr habt doch den Bauplatz in der Rhein-Aue gekriegt, sagt der Fried-Jürgen.«

»Ach, der Fried-Jürgen!« Ich kannte weder den Fried noch den Jürgen. Aber die Neuigkeit war interessant.

»Genau der. Und die Inge hat mir gestern erzählt, dass ihr euer Haus schon verkauft habt.«

Auch das war mir neu.

»Wie viel habt ihr denn noch dafür gekriegt? Weißt du, mein Mann sagt immer: Jeden Morgen steht ein Depp auf, der den Preis für so eine alte Hütte bezahlt.«

Sie lachte. Ich lachte nicht. Endlich wurde ihr bewusst, dass sie sich verbal zu weit nach vorn gelehnt hatte. Ihre Gesichtszüge entgleisten, ihr Lachen erlosch. Dann klatschte sie einen Klumpen Hackfleisch auf einen Papierstreifen, wickelte ihn ein und reichte mir das Päckchen über die Theke.

»Dreifuffzig.«

Entweder war das heute der Einheitspreis oder ein Codewort für Insider.

Der Gemeinderat hatte uns also das Jawort gegeben. Wenn so viele davon wussten, musste etwas dran sein.

Kaum hatte ich die Metzgerei verlassen, rief ich meinen Lieblings-sachbearbeiter beim Bauamt an. Nachdem es zehnmals geläutet hatte, ging er ans Telefon.

»Wir haben den Bauplatz? Ist das richtig?«

Er wusste gleich, wer in der Leitung war. »Ja, der Gemeinderat hat gestern in seiner nicht öffentlichen Sitzung beschlossen, dass Sie den Bauplatz haben können. Sie haben einen Punkt mehr als der nächste Mitbewerber.«

»Das ist wunderbar«, rief ich und vollführte einige Freuden-sprünge, ohne auf die skeptisch dreinblickenden Mitmenschen neben mir zu achten, die mit ihren Einkaufstaschen vorbeihasteten.

»Wir schicken Ihnen heute die Bestätigung raus, Sie sollten sie spätestens übermorgen in der Post haben. Die fehlenden Unterlagen holen Sie bitte in den nächsten Tagen hier im Bauamt ab. Inzwischen wird alles Weitere für den Notartermin vorbereitet.«

Der Sachbearbeiter wirkte heute fast euphorisch. War das eine große Amtshandlung für ihn? Oder hatte jemand seine Gardine gewaschen? Vielleicht hatte er einfach ein fröhlicheres Gemälde für seine triste Bürowand bekommen.

Da fiel mir etwas ein. »Aber was ist mit den übrigen Bewerbern?«

»Denen wird ein anderer, genauso schöner Bauplatz angeboten werden. Die müssen sich nicht noch einmal bewerben.«

Da war ich froh. Vor lauter Begeisterung vergaß ich zu fragen, wie es sein konnte, dass Entscheidungen des Gemeinderates in einer nicht öffentlichen Sitzung getroffen wurden und am nächsten Tag das halbe Dorf Bescheid wusste. Aber es war mir auch so klar: Direkt nach Sitzungsende wurden die engsten Verwandten informiert, was im Dorf praktisch die Hälfte der Einwohner war.

Kaum war das Gespräch beendet, rief ich meinen Mann an.
»Schatz, wir haben es!«

Stille.

»Na, das Grundstück«, versuchte ich, ihm auf die Sprünge zu helfen und erwartete Jubel, wenigstens euphorisches Hmm-Sagen.

Nichts.

»Hallo ... HALLO? Habe ich schon wieder kein Netz?«, brüllte ich mein Handy an und schüttelte es. Die Verbindung musste gekappt worden sein.

»Ich bin noch da. Wir haben die Zusage?«, fragte der Schatz, auf den meine Begeisterung nicht so recht überschwappte.

»Ja, es hat geklappt! Wir haben die Zusage! Aber du weißt ja: Bis zum Notartermin können wir immer noch zurückrudern und es uns anders überlegen!«, winkte ich erneut mit dem Hintertürchen, denn ich wollte unbedingt, dass sich dieser Schatz freute.

»Ja, das ist doch gut.«

Gut! Gut ist ein begrenzt aufregendes Wort, genauso wie nett. Wenn jemand nett ist, ist er weder interessant noch spitze, sondern akzeptabel, Durchschnitt, langweilig, gerade so in Ordnung. Und gut fiel in dieselbe Kategorie.

Ich ließ mir die Begeisterung nicht nehmen und lud meinen Mann spontan zum Abendessen bei unserem Lieblingsitaliener ein.

Jetzt, wo es eine Tatsache war, konnte ich nicht mehr an mich halten und beeilte mich, die Neuigkeit in der Welt zu verteilen, zumindest, soweit die Welt nicht ohnehin schon informiert war.

Die Reaktionen waren gemischt.

Meine Lieblingsnachbarin, Oma Liese, schüttelte verständnislos den Kopf, nachdem ich ihr von unserem Vorhaben erzählt hatte.

»Nein, Kinder. Warum wollt ihr euch das antun? Von dort aus ist es so weit bis zum Einkaufen, zur Bank und zum Arzt. Warum macht ihr das?«

Ich konnte sie verstehen. In ihrem Alter waren kurze Wege zu Geschäften und Ärzten wichtig. Und die Nachbarn um einen herum, die im Notfall einen Notarzt rufen konnten. Uns hingegen reizten die Lage und der Blick in die freie Natur, und für die fünfhundert Meter bis ins Dorf hatten wir Beine und Fahrräder.

Auch meine Eltern waren nicht angetan von unseren Plänen. Sie hatten selbst gebaut und zehrten noch von ihren Erfahrungen.

»Muss das wirklich sein?«, fragten sie. »Ihr habt so viel renoviert an eurem Haus. Es ist richtig schön geworden.«

Recht hatten sie.

»Und ein Neubau kostet so viel. Wie wollt ihr das alles bezahlen?«

Zugegeben – das war nicht leicht. Aber machbar.

Emma, eine Bekannte, die mit ihrer Familie am anderen Ende des Neubaugebietes wohnte und erst vor Kurzem in ihr neues Haus eingezogen war, sprach mich an, als ich meine Tochter aus dem Kindergarten abholte und sie ihren Sohn.

»Na, da sind sie dieses Grundstück also endlich losgeworden. Wurde auch Zeit. Unseren Bauplatz wollten damals alle haben. Aber wir haben gewonnen!«

Sie lächelte triumphierend, nahm ihren Sohn an die Hand und ging ihrer Wege.

Paulas Meinung kannte ich schon. »Ach Leute, ihr habt jahrelang renoviert und euch mit den Handwerkern herumgeärgert. Ihr habt es wirklich schön hier. Was fehlt euch? Nichts.«

Aus ihrer Perspektive konnte man das so sehen – als Mieterin einer winzigen Einzimmerbleibe an einer viel befahrenen Durchgangsstraße im Nachbardorf. Für sie war es undenkbar, ein renoviertes

Haus zu verkaufen, um sich ein neues zu bauen.

»Ich finde, ihr seid total bescheuert.«

Ich schätze Paulas Ehrlichkeit, hatte aber trotzdem gehofft, dass sie sich mit mir freuen würde. Doch ich verzieh ihr rasch, schließlich hatte mich das Bauieber gepackt.

Die Einzigen, die sich begeisterten, waren unsere Kinder. Spontan brachen sie in Jubelschreie aus und begannen, ihrer Fantasie freien Lauf zu lassen, unabhängig von kleinlichen Fragen wie Kosten oder Machbarkeit.

»Wie soll dein Zimmer aussehen?«, fragte ich Ramón, meinen ältesten Sohn.

»Einen Balkon zum Chillen draußen, mit Loungemöbeln. Drin ein XXL-Boxspring-Wasserbett, den größten versenkbaren Fernseher, den es gibt. An die Wand gegenüber ein Riesenposter mit Wolkenkratzen.« Er dachte nach. »Dann brauche ich megaviele Boxen und Lautsprecher mit megafettem Bass. Und megaschnelles Internet. LED-Beleuchtung – überall.«

Manuel war ebenso planungsfreudig.

»Ein Pool vor dem Fenster, damit ich von oben hineinspringen kann. Meine Piratenschiffe sollen dort schwimmen. Und an der Zimmerdecke soll ein riesiges Fenster sein, damit ich den Himmel und die Sterne sehen kann. Außerdem ein eigenes Bad, Beleuchtung um das Bett herum, neue Möbel.«

Auch Leonie hatte spezielle Wünsche.

»Eine lila Wand«, entschied sie. »Ein Hochbett, mit einer Kuschelecke darunter. Vorhänge davor.« Sie überlegte und drehte dabei eine ihrer blonden Locken zwischen den Fingern. »Ein Schminktisch mit Spiegel. Ein rotes Sofa. Und meine Froschlampe soll an die Wand, oben beim Bett.«

Die Kinder träumten von einem monumentalen, jederzeit mit Naschereien gefüllten Kühlschrank mit Eiswürfelbereiter. Sie sahen eine Kochinsel vor sich, an der sie zu allen Tages- und Nachtzeiten auf der einen Seite mit dem Besteck rasselten, während Mutti ihnen gut gelaunt auf der anderen Seite köstliche Mahlzeiten zauberte und hübsch dekoriert anreichte. Gemeinsam träumten wir von einer wundervollen Zukunft in einem Zuhause, das uns gehört und uns gefällt.

Sie sind einfach die besten Kinder dieser Welt.